Johann Georg Schwarz

Hanjürg der Letzte

Die Lebens-Geschichte eines kleinen Mannes

Johann Georg Schwarz

„Hanjürg der Letzte"

*

Verlag: Druckerei Probst, 6128 Höchst/Odenwald

V O R W O R T

Hanjürg der Letzte ist meine wahre Geschichte aus dem Leben, und ich habe meine Worte nicht fein gewählt, sondern so gebabbelt wie mir der Schnabel gewachsen ist. Ja, ich bin es wirklich, der letzte Hanjürg, wo ich hin gehe und hin schaue, sehe ich außer mir, dem letzten Hanjürg, keinen anderen Hanjürg mehr. Wo man im Lande, in Dörfern oder Städten vom Hanjürg spricht, ist von mir die Rede. Es ist traurig aber wahr, die Hanjürge sind ausgestorben.

Trotzdem wäre der Vater eines neugeborenen Kindes unverantwortlich und von allen guten Geistern verlassen, wenn er im heutigen, fortschrittlichen Zeitalter seinen Sohn Hanjürg taufen lassen würde. Aber wenn er es wirklich tun wollte, kein Pfarrer würde es, das Kind Hanjürg taufen. Und kein Standesbeamter würde den Namen Hanjürg, als Vornamen des Jungen ins Geburtenregister eintragen. Auch ich, und alle anderen Hanjürge, hießen amtlich nicht Hanjürg, sondern Johann Georg, wurden aber von Anfang an nicht Johann Georg, sondern Hanjürg genannt und gerufen. Ja so komisch und verzwickt fängt schon die Hanjürgelei an und ich verübele es niemanden, wer mich, den Hanjürg: „Du Hanjürg" schimpft.

Wer nun meine Geschichte „Hanjürg der Letzte" ließt und behauptet, ich, der Hanjürg sei wirklich ein richtiger Hanjürg, den lobe ich mir, der ist mir recht und ich freue mich über ihn. Wenn aber einer mein hier Geschriebenes mit Argusaugen durchstreift und alles was da steht etepetete kritisch abwägt, und wenn er von dem einen oder anderen hier gesagten sich selbst betroffen, oder sogar beleidigt fühlt, dem sage ich: „Du bist aber ein Hanjürg, du Hanjürg." Das sage ich zu ihm, ich der Hanjürg, ja das sage ich.

1. Januar 1970

Johann Georg Schwarz

De Hanjürg

De Hanjürg will, ihr liebe Leit
von sich ebbes verzähle
is sei Gebabbel net gescheit
tut's Beste davon wähle.

Geboren ist der Hanjürg Schwarz
wie ihr ach — splitternackig
doch war er schon als Hosematz
frisch - fröhlich - keck und zackig.

De Hanjürg hot als Knecht geschafft
fleißig und treu bei Bauern
gut Bauernkost gab ihm die Kraft
er ließ sich's net versauern.

Wer grobgeschlachtet de Hanjürg kennt
gefällt gewiß, sei Weise
der wer en gleich en Olwel nennt
soll doch es Meis'che beisse.

Wie gerne tät ich was recht Spassiges, schön leicht Fröhliches erzählen, aber es geht mit dem besten Willen nicht, die Geschichte beginnt schon recht dunkel und sie entspricht der Wahrheit, und ich kann's nicht ändern: Ich heiße so lange ich lebe Hanjürg. Es ist kein schöner Name, denn wenn die Leute zu jemanden sagen „Du Hanjürg", so könnten sie in diesem Tone genau so gut zu ihm sagen „Du Depp". Mich aber hat man schon immer mit dem Namen Hanjürg gerufen. Dazu kommt noch mein Zuname, und der ist Schwarz, also heiße ich Hanjürg Schwarz. Ach du liebe Zeit, damit ist die Finsternis noch gar nicht zu Ende, denn ich bin noch geboren am siebenten Augustus 1900, also hinten im OO und auch noch in Sterbfritz bin ich, der Hanjürg Schwarz geboren. Und es geht düster weiter so, bei meiner Geburt (ich erfuhr es später von meiner Mutter) war eine dunkle, schwüle Nacht und draußen kam ein schweres Gewitter. Blitze zuckten und erhellten die Dunkelheit, aber dann war es wieder dunkel und es donnerte und krachte fürchterlich. Der Regen goß in Strömen. Die Petroleumlampe war verrußt, der Docht hatte einen Wicht und ich war auf einmal da und es wurde dadurch auch nicht heller. Die Hebamme hatte, weil sie lange auf mich hatte warten müssen, einen über den Durst getrunken, schnitt mein Nabelband zu kurz ab und ich habe, wo andere ein Knötchen, ein tiefes Loch im Bauch. Man legte mich dann auf Windeln und wickelte, wie damals üblich, mich mit Mullbinden von oben bis unten wie ein Paket ein. Das Strampeln mit Ärmchen und Beinchen war mir nun nicht mehr möglich. So lag ich dann das erste Mal in meiner Wiege und es war dunkel um mich her und ich tat was ich konnte, ich schrie und schrie und brüllte, bis mein Pappe mich herausholte aus der Wiege an's Licht und mich an's Herz der Mamme legte, die mich liebevoll ansah, mich an sich drückte, mir etwas in den Schreimund hineinsteckte, an dem ich lutschte und trank, und trank mich voll, bis ich einschlief. Das aber was ich getan, machte mir riesigen Spaß, ja es machte mir das Leben lebenswert und schön, und ich tat es weiterhin froh und gern. Was lag mir daran, ob der Gesang, den ich da vollführte, den anderen auch gefiel. Meiner Mutter gefiel er und sie tränkte mich dafür. Das fand ich herrlich schön und ich glaube, ich habe schon damals mir vorgenommen so lange ich lebe, zu singen und zu trinken. Ja, solch ein Hanjürg war ich von Anfang an schon. Als ich größer und älter wurde und laufen konnte, lief ich nicht in Hosen, sondern in einem Röckchen herum. Heute würde man sagen: „unten ohne", aber dies war praktisch, denn ich hatte niemals

nasse Hosen, weil ich keine trug, und auch alles übrige menschliche geschah bei mir ohne Schwierigkeiten.
Meine Mutter schenkte 9 Kindern das Leben. Zwei Brüder von uns, Adam und Heinrich, starben als sie 2 Jahre alt waren. Wir bewohnten drei Räume. In der Stube stand ein Vorhangbett, in dem die Eltern und wenn ein Kind weinte und krank war, auch noch ein Kind schlief. Dann stand da ein eintüriger Kleiderschrank, ein Tisch, vier Stühle, eine Kommode, ein Ofen, ein kleines Fußstühlchen, auf dem unsere Mutter, wenn sie recht müde war und trotzdem meistens ein Kind auf ihrem Schoße saß, einen ihrer Füße stehen hatte. Auch stand in diesem Zimmer noch eine Ofenbank. An der Wand aber hing eine Pendeluhr, ein christlicher Abreißkalender, ein christliches Bild, der eingerahmte Hochzeitskranz unserer Mutter und in dessen Mitte befand sich das Hochzeitssträußchen unseres Vaters. Meine Mutter war eine Bauerntochter und hätte bestimmt einen reicheren Mann haben können, als den Tagelöhner Heinrich Schwarz, aber der Schwarz war ihr lieber und sie liebte ihn und heiratete ihn, trotz aller Widrigkeiten.

In unserem zweiten Wohnraum, Kammer genannt, stand eine Lade, in der die Kleider unserer Mutter untergebracht waren. Dies war noch ein Stück von ihrer Bauernherkunft. Auch war im Innern der Lade rechts ein Kästchen angebracht, in dem sich der von zu Hause mitgebrachte Schmuck unserer Mutter befand. Außerdem befanden sich in der Kammer drei Betten. Diese waren mit Strohsäcken, Bettüchern und mit prall gefüllten Federkissen und Decken ausgestattet. Zwei der Betten standen zusammen und in dem einen Bette schliefen Lina und Lieschen, in dem anderen Emma und Katharina. Im Zwischenraum aber, in der Mulde der Betten, war unser Brüderchen Hannes eingebettet. Das dritte Bett aber war die Ruhestätte für meinen Bruder Konrad und mich. Wir hätten gewiß zum Wohnen und Schlafen mehr Raum benötigt, aber er war nicht vorhanden. Unser dritter Wohnraum war die Küche, in der wir uns meist aufhielten. Gekocht wurde auf dem Herd. Hier stand noch ein Küchentisch, einige Stühle und Hocker, ein Holzkasten, eine Wasserbank mit Wassereimern, ein Küchenschrank, ein Küchenbrett.
Abendlicht spendeten uns 2 Petroleumlampen. Da war eine Ziehlampe in der Stube und eine Küchenlampe, die an der Wand der Küche hing, dann hatten wir noch ein Windlicht für den Stall. In der Kammer war keine Lampe, in diese fiel, wenn die Türe aufstand, ein wenig Licht von der Stube.

Nach dem Willen unseres Vaters mußten wir mit dem selbst geernteten Korn fürs ganze Jahr auskommen. Deshalb ließ er in der Mühle unseren Roggen gesondert mahlen, so daß ein Teil der Kleie noch im Mehl verblieb. Das Mehl und unser Brot war fast schwarz, aber an Wert hatte es dadurch nur gewonnen. Wer einen guten Magen hatte, wurde durch das Brot kräftig, und gute Mägen hatten wir Kinder. Auch mit Kartoffeln waren wir gut eingedeckt. Für gute, nahrhafte fette Milch versorgten uns vier bis fünf Ziegen. Auch hatten wir um die Osterzeit einige Ziegenlämmer zum Verspeißen. Im Sommer wurden mit Grünfutter, Ziegenmilch, Schrot, Speisenresten und Kartoffeln zwei Schweine fettgefüttert bis zum Gewicht von drei bis vier Zentnern. Das Schlachtfest im Winter war für uns eines der schönsten Ereignisse des Jahres. Meistens wurde zu den Schweinen noch eine Ziege geschlachtet und eine gute Servelatwurst gemacht. Mehl, Fleisch und Kartoffel, die wir selbst erzeugten mußten für das ganze Jahr ausreichen. Es wurde alles so eingeteilt und kalkuliert, daß niemals, wie es heute oft geschieht, im Haushalt jährlich mehr verbraucht wurde, als vorhanden. Genußmittel gab es bei uns keine. An meinem Konfirmationstag erhielt und aß ich zum ersten Male in meinem Leben eine Rippe Schokolade. Sie war halbbitter, schmeckte ganz bitter und ich war angesichts des Geschmackes bitter enttäuscht. Speisen, die nahrhaft und gesund waren, die gab es, wenn sie auch gegenüber unserem Appetit manchmal recht knapp bemessen waren. Wenn wir aber abends noch über Hunger klagten, dann sagte unsere Mutter: „Kinder, man bindet auch mal einen Sack zu, wenn er nicht voll ist". Also blieb es bei dem halbleeren Sack und wir schliefen trotzdem gut. Was aber gab es nun allabends zum Essen? Man höre und staune: Jeden Abend aßen wir Kartoffeln, Has und Gans! Das gab es und davon gingen wir nicht ab. Kartoffel, Has und Gans jeden Abend.

Na was sagt man nun? Ja, man fragt sich, wie kommen die Leute dazu, heute von damaligen schlechten Zeiten zu reden. Kartoffeln, Has und Gans – das würde man heutigen Tages auch dann und wann gerne mal essen; und damals gab es dieses Essen jeden Abend. Aber ich will der Wahrheit die Ehre geben, es waren ja nur Kartoffeln; nichts anderes als Kartoffel. Diese waren noch vom Kochen heiß und, da ungeschält, noch in der Schale ganz, also richtige Kartoffeln, has und ganz. Jeden Abend gab es diese Pellkartoffeln, auch Quellmänner von uns genannt, und sie wurden von uns Kindern mit offenen Armen empfangen und zwar so, daß wir unsere Arme

an der Tischkante weit auseinanderstreckten, wenn die Mutter aus einem großen Kochtopf die Erdäpfel auf den Tisch kullern ließ. So verhinderten wir, daß diese Gottesgabe nicht vom Tisch auf den Fußboden fallen konnte. Dann schälten wir sie mit unseren Fingerchen und, wenn sie noch zu heiß waren, wurden sie geblasen und dann mit Tupp Tupp gegessen. Tupp Tupp war Salz, das auf dem Tische lag und mit den Kartoffeln aufgetuppt wurde. Ein besseres Tupp-Tupp nannte sich Duckfett, da kam das Salz in ein Schüsselchen und es wurde mit Speiseöl vermischt und mit den Kartoffeln aus der Schüssel aufgetuppt. Aber diese Zugabe war nicht jeden Abend die Gleiche. Nein, fast allabendlich war unsere Zugabespeise zu den Quellmännern eine Andere. Sie war vielseitig und das war gesund und gut. Einmal gab es zu den Kartoffeln Dickmilch, ein andermal Butter- oder Magermilch, auch gab es mal Kartoffeln mit Latwerge oder Käsmatte. Öfter mal ein geheimnisvolles Getunksel. Etwas Kostbares waren Kartoffel und Kochkäs oder Handkäs mit Musik. Sehr selten aber aßen wir Kartoffel und Heringe, denn die Heringe kosteten Geld, das Stück 3 Pfennige. Da gab es für 9 Esser höchstens zwei bis drei Stück und sie wurden zu einem Heringsalat zubereitet.

Unser Mittagessen war eine gute Hausmacher-Kost. Unsere Mutter kochte so gut, daß, nach meiner Ansicht, auch der beste Küchenchef nicht das Essen so schmackhaft hätte herrichten können, wie sie es oft, fast aus einem Nichts, fertiggebracht hat. Bei ihr traf das Sprichwort zu: „Mit Vielem hält man Haus, mit Wenigem kommt man auch aus". Immer dabei waren die Kartoffeln, unsere Hauptnahrung. Sie wurden zum Mittagessen auf verschiedene Arten zubereitet. Aus ihnen entstanden: Kartoffelklöse, Kartoffelgemüse, Kartoffelsalat, Kartoffelbrei, Kartoffelschnitz, Kartoffelpuffer, Kartoffelpfannekuchen, Schmälzkartoffeln, Salzkartoffeln, Bratkartoffeln, Pellkartoffeln, Schäppkartoffeln und die zuletzt genannten, auch Schäppklös genannt, aß ich am liebsten. Dazu gab es Gerichte aus Kraut, Bohnen, Merrettich, Erbsen, Rüben, Linsen, Kohl, Wirsing, Köhlstiel, Eintopf von gelben Kohlraben, Kopfsalat, Gurkensalat, Feldsalat und was weiß ich aus welchen vielen Arten. Auch Sonn- und Feiertags fehlte nicht die liebe Kartoffel, wenn auch zum Unterschied von den Werktagen, wir an diesen Tagen, außer dem Karfreitag, zusätzlich Fleisch aßen; dies war bei uns und auch in allen anderen Familien so sicher und gewiß, wie das Amen im Gebet. In der Eile soll da einmal eine Frau, die für ihre Familie kochen mußte, aber am heiligen Sonntag noch schnell in die Kirche ging, und dort im Kirchenstuhle das Gesangbuch aufschlagen wollte, anstatt des

Gesangbuches ein Stück Dörrfleisch in der Hand gehabt haben. Vor Schreck blieb ihr, der Frau, die Stimme weg und sie konnte nicht singen, sondern sackte ganz tief in sich zusammen, schloß die Augen und seufzte und flüsterte nur noch: Ach du lieber Gott, do hon ich jo des Gesangbuch in's Kochdippe zum Sauerkraut gesteckt".

„Daß die Zeit einst golden war, wer will das bestreiten, denkt man doch im Silberhaar gern vergangener Zeiten". Mit Beigeisterung haben wir junge Leute dieses Lied gesungen und heute für uns Alten ist das, was damals gedankenlos hinausgeschmettert wurde, Wirklichkeit geworden. Die Zeit vergeht schnell und golden war sie, oder sehe ich sie heute nur so? Jeder findet es schön, wie es damals war, wenn der Zeitabschnitt von damals auch keinen guten Ruf haben sollte. Ich hörte von meinen Eltern und Großeltern, wie schön es „damals" war und ich höre es heute schon von meinen Kindern, wenn sie meinen Enkeln von „damals" erzählen. Sie sagen auch, „ja, damals, ach, da war was los" und ich? An wieviel Schönes und Liebes erinnere ich mich noch jetzt in meinem Alter. Wie stolz war ich, als ich auf Kaisers Geburtstag als kleiner Bengel ein Gedicht vortragen durfte. Wie schön waren die christlichen Feiern in der Gemeinde, aufgeführt vom christlichen Jugendbund. Es gibt auch Erinnerungen, die nicht so schön waren. So gab es in unserem Ort noch keinen Zahnarzt, aber ich hatte furchtbare Zahnschmerzen. Deshalb ging mein Vater morgens sehr frühe mit mir in den Nachbarort Mottgers. Dort wohnte ein Bauer, er und seine Mutter, die Bauersch Ev, sie zogen Zähne, das Stück für 20 Pfennig. Als wir dort ankamen, war der Mann gerade dabei, seinen Kühen die Schwänze auszuwaschen. Mein Vater ging in den Kuhstall und sagt: „Zieh dem Jong do en Zoh, er hot Zehschmatze". „Jo, gleich", antwortete der Gute und er kam auch sofort, ohne welche Vorkehrungen zu treffen, oder sich wenigstens die Hände zu waschen. Er ging an die Sache ran, faßte mit der Zange tatsächlich den kranken Zahn fest an, zog, drückte, drehte daran, es machte „Krach", ich schrie, das Blut schoß aus dem Mund, aber die Wurzel des Zahnes blieb drin, der Zahn war abgebrochen. „Jo, do kann ich jetz nix meh gemach", sagte der Heilpraktiker. Ich wollte auch nichts mehr von ihm, sondern rannte was ich konnte alleine nach Hause, kroch mit meinen großen Schmerzen in einen Winkel unserer Wohnung und weinte, bis ich einschlief. Später bekam ich eine dicke Backe, aber der Wurzel blieb nichts anderes übrig, als sich selbständig durch Eiter ans Tageslicht zu befördern.

Meine Schulklasse war nach meiner Meinung anderen Jahrgängen weit

voraus, so glaubte ich und auch viele meiner Schulkameraden. Ob das bei allen Jugendlichen so ist und sie so denken, das weiß ich nicht. Jedenfalls ist diese Auffassung aber keine schlechte, denn sie eifert alle zu größeren Leistungen an. Aber wo viel Licht ist, ist auch viel Schatten, und so fehlte es uns auch nicht an Erfindungen von schlechten Manieren und Streichen. Da viele unserer Streiche zur Nachahmung reizen würden, will ich nicht alle von uns mit Raffinesse ausgeführten Untaten erzählen. Aber man kann es hören, daß wir Jungens uns erst als richtige Kerle sahen, wenn wir zum Beispiel etwas besaßen, was andere nicht aufweisen konnten. So hatten die meisten von uns vorne eine Zahnlücke und damit konnten alle durchspucken, daß es nur so zischte.

Ich hatte immer sehr viel Spucke als Ersatz im Munde, aber was mir fehlte war die Zahnlücke. Ich versuchte nun, unter allen Umständen eine solche Zahnlücke zu bekommen, in dem ich mir einen Zwirnsfaden um den vordersten Zahn band und das andere Ende des Fadens an eine Tür band, um mir selbst einen Zahn zu ziehen.

Aber, oh weh, das erste Mal war der Faden nicht fest genug angebunden. Das zweite Mal riss der Faden ab. Dann hatte ich nicht mehr den Mut beim Zuschlagen der Türe stehenzubleiben, sondern rannte der Tür schnellstens nach, als ich ihr einen Stoß gab, prallte ich mit dem Gesicht auf die Türklinke und holte mir dabei eine große Beule an der Stirn. Man soll es ruhig einmal versuchen, wie schwer es ist, so allein sich selbst einen Zahn zu ziehen. Als es aber mit dem Zwirnsfaden gar nicht ging, forderte man mich auf, es doch einmal mit einer Sägefeile zu versuchen, mir zwischen den Zähnen eine Lücke einzufeilen. Die Feilerei mit der Hand im Munde war trotz aller Mühe nutzlos. Ich machte es nun so, daß ich die Sägefeile an einem Schraubstock auf einer Werkbank festschraubte, meinen Zahn im Munde auf die Feile brachte, wie ein Esel bei seinem I - A mit dem Vorderzahn auf der Feile mit dem Kopf hin und her machte. Was für eine Arbeit war das und wie weh tat dies, und es klappte nicht, trotz aller Mühe und Not. Schwer hatte ich zu leiden darunter, daß es mir nicht gelang, mir eine Zahnlücke zu beschaffen und ich wurde als Schwächling von den Glücklichen mit einer Lücke betrachtet und eingeschätzt.

Doch ich hatte Glück. Eines Tages spielten wir Fangen. Ein „Freund" stellte mir ein Bein und ich fiel so, daß ich postwendend dem Oberspucker Andreas Röder meinen Vorderzahn mit einer saftigen Sendung Spucke, ja sogar mit Blut vermischt vor die Füße speuzen konnte. Und das tat ich fachgerecht mit Hilfe meiner Zunge, daß es zischte. Meine Ehre war ge-

rettet und ich war unsagbar glücklich. Nichts konnte die anderen nun noch daran hindern, mich als gleichwertigen Lausbub in ihre Gemeinschaft aufzunehmen.

Es ist schon so, daß uns früher Vieles fehlte, was wir heute als eine Selbstverständlichkeit ansehen und als unentbehrlich betrachten. Es gab noch kein elektrisches Licht, auch gab es keine Elektromotore. Es gab kein Radio, kein Fernsehen, keine Autos, keine Flugzeuge und deshalb waren die Nerven weniger belastet. Auch war es unnötig sich darüber Kopfweh zu machen, wie man zu Weihnachten oder sonstigen Festen sein Geld los wird. Nein, das war das allerwenigste, was den Leuten Sorgen machte. Am Weihnachtsbaum hingen Äpfel, Nüsse und Plätzchen. Ein ganz kleines Geschenk, vielleicht ein hölzernes Wägelchen, brachte den Kindern mehr Freude, als heute ein Geschenk für Hunderte von Deutschen Märkern. Ostern gab es in Zwiebelschalen gefärbte Ostereier. Sie wurden auf Wiesen geworfen und verzehrt. Welch ein herrliches Vergnügen war das. Zur Freude aber wurde in unserer Familie viel gesungen; nicht nur ein- sondern auch drei- und vierstimmig. Mit unseren Eltern sangen wir Kinder zu jeder Zeit und Gelegenheit. Alle Nachbarn und andere Leute hörten uns zu und sagten: „Die Schwarze singe". Es gab auch weltliche Feste wie Gesangvereins-, Krieger-, Turner- und Schützenvereinsfeste. Da gab es Buden auf dem Festplatz und es stand auch immer ein Karussell da. Viele von uns Kindern hatten für dieses Vergnügen keine oder nur wenige Pfennige. Wir aber sprangen während der Fahrt auf und sofort ab, wenn man uns entdeckte. Wenn uns aber der Besitzer erwischte, setzte es eine schwere Tracht Prügel.

Angetrieben wurde das Karussell von einem Pferd, das in der Mitte, also im Innern des runden Vergnügungsetablissements, immer im Kreise rundherum gehen mußte. Eine Bremse war im Karussell nicht vorhanden, aber an einer Kette lag ein Bremsklotz. Diesem wurde, wenn die Schelle zum Halten bimmelte, herabgeschmissen und von 3 bis 4 Buben, die auf den Klotz sprangen, wurde das Ungetüm von Karussell, das bei manchen Festen zweistöckig war, zum Stehen gebracht. Wer von den Jungens das Glück hatte diese Arbeit zu tun, durfte als Belohnung dafür umsonst fahren. Die Orgel aber drehte der Besitzer selbst oder einer seiner Helfer. Es gab auch genug Jugendstreiche, die vollführt wurden. So steckten wir im Sommer 1911 einmal auf einer Wiese ein Feuer an, das so schnell um sich griff, daß ich heute noch nicht begreifen kann, wie wir Jungens es fertig brachten, die Flammen auch wieder einzudämmen. Einmal ver-

krochen wir uns zu dritt in einen offenen Eisenbahngüterwagen, damit wir beim Rangieren umhergefahren wurden. Es wurde aber anders, zu unserem Schrecken hängte man unseren Wagen an den Güterzug und heisa ging es ab. Erst auf der übernächsten Station hielt der Zug, und wir waren gezwungen, den weiten Weg nach Hause zu Fuß zu gehen, wo wir spät abends hungrig und müde ankamen. Den größten Schrecken bekam ich als ganz kleiner Knirps. Ein großer Junge nahm mich einmal zum Weiher mit. Dort lag ein großes Brett, das er in das Wasser schob. Er stellte sich selbst darauf. Mit einer Bohnenstange schob er das Brett ans Ufer. Er forderte mich auf, auch auf dieses wackelige Boot zu kommen. Ich kam langsam näher und wollte gerade auf das Brett treten, da fiel der Junge kopfüber in das Wasser und versank. Jetzt dachte ich blitzschnell an das Verbot der Mutter, ja nicht an den Weiher zu gehen. Ich rannte, was ich konnte, nach Hause. Als ich aber dort ankam, war der Junge auch schon da. Wie er herausgekommen ist, weiß ich heute noch nicht. Nicht weit von dem Weiher entfernt machte ich vielleicht 15 Jahre später die gleiche Angst mit, die aber bitterer Ernst wurde. Dort sollte auf hügeligem Gelände ein Sportplatz gebaut werden. Unter einer überhängenden Erdmasse wollte ein Mann dem Erdrutsch etwas nachhelfen. Plötzlich löste sich die Masse und vergrub den Mann unter sich. Ich rannte dieses Mal nicht fort, sondern wühlte zusammen mit anderen mit den Händen die Erde weg und zogen den Verunglückten hervor. Er war tot und hinterließ Frau und Kinder.

Als ich das erste Mal nach Frankfurt fuhr, wollte ich unter keinen Umständen auffallen. Ich wollte mich wie ein Städter benehmen und es sollte niemand merken, daß ich vom Lande bin. Ich kam also mit meiner halblangen Rohrhose, meinem kurzen Jäckchen, rundem Hütchen und meinen genagelten Schuhen im Frankfurter Hauptbahnhof an und stieg als einer der letzten Fahrgäste aus dem Eisenbahnabteil. Ich war bass erstaunt über die Eisenkonstruktion des Bahnhofs und dessen Größe und riss Mund und Nase auf in Anbetracht des gewaltigen Gebäudes vor mir. Augen und Ohren dagegen hielt ich so wie der „Hans guck in die Luft". Deshalb ist schon zu begreifen, daß ich noch keine 10 Schritte gegangen, als ich mit meinen vernagelten Bauernschuhen mit meinem ganzen Körpergewicht auf den Hühneraugen eines Dienstmannes stand. Dieser aber sagte keine angenehm klingenden Grußworte zu mir, sondern er schrie wie ein Bauernknecht: „Du Doppelfulder mach dei Glotzage uff". Dieses kränkte mich aufs Innerste. Woher wußte er, daß ich aus der Fuldaer Ecke kam?

Daß der Zug gerade von Fulda gekommen war, fiel mir Kindskopf natürlich nicht ein. Aber damit war ja mein Leidensweg noch nicht zu Ende. So um 11 Uhr herum ging ich in eine Apfelweinwirtschaft, die um diese Zeit schwach besucht, ja, sie war fast leer. Es waren aber einige Kellner da, die sofort sahen, was für ein Held da ankam. Sie saßen zusammen und betrachteten mich, steckten ihre Köpfe zusammen, bis einer aufstand und auf mich zukam. Er machte vor mir einen tiefen Bückling bis zur Erde und fragte: „Was wünscht der hohe Herr?" Ich antwortete: „Einen Apfelwein bitte". Der Kellner aber sagte unter dem Gelächter seiner Kollegen: „Weshalb babbelste nett so wie dir de Schnabel gewachse is? Hier gibts Eppelwoi un do werd sich richtig uff de Asch gesetzt". Ich hatte genug von Frankfurt und war froh, als ich wieder in meinem Fuldaer Zug Richtung Heimat fuhr. Aber so ist es, wenn man irgendwo hinkommt, unsicher auftritt und sich nicht so benimmt, wie man in Wirklichkeit ist.

Mit meinem Schulbesuch, der im Sommer um 7 Uhr begann und um 13 Uhr endete und im Winter sich auf die Zeit von 8 bis 12 und von 13 bis 15 Uhr erstreckte, (Mittwoch- und Samstag-Nachmittag war keine Schule) war meine Arbeit nicht beendet. Nein, ich war noch nebenberuflich beschäftigt beim Langebauer als sogenannter Hütejunge. Um mir dort mein Frühstück zu verdienen, war ich schon ab 6.00 Uhr früh im Stall beschäftigt und nach der Schule begann meine Arbeitszeit dort aufs Neue. Man darf mich mit Recht frangen, wann ich meine Schulaufgaben gemacht habe. Dazu kann ich sagen, ich war ein aufgeweckter, flinker Junge, der spielend leicht lernte und das meiste, was wir aufhatten, schon während des Unterrichts und in den Pausen erledigte. Daß aber in unserer Schule intensiv gelehrt wurde, beweißt das, daß unsere sehr guten Lehrkräfte (3 Lehrer und 1 Lehrerin) durch gegenseitiges Übereinkommen jeder Einzelne das Lehrfach für alle Klassen übernahm, was ihm besonders gut lag. So hatte unser Hauptlehrer, der auch sonntags in der Kirche die Orgel spielte und den Gesangverein als Chorleiter führte, in der Schule Religion-, Gesang-, Geschichte- und Heimatkunde-Unterricht. Der zweite Herr hatte Turnen, Leichtathletik, Raumlehre und vor allem Rechnen, er war in diesem Fache ein Spezialist ersten Ranges. Zu jeder Zeit und auf viele Art und Weise brachte er uns die Kunst des Rechnens bei, die an Mathematik grenzte. Die Additionen, Subtraktionen, Multiplikationen, die Größenlehre, Berechnung eines Vier-, Drei- oder Rechtecks, eines Kreises und was weiß ich noch alles lernten wir in unserer Volksschule. Ein anderer Lehrer lehrte uns Geographie, Erdkunde, Deutsch, Diktat, Aufsätze

und Schönschreiben. Die Lehrerin lehrte die ABC-Schützen und ich, man kann es ruhig glauben, war in vielen Fächern einer der besten Schüler, trotz meiner Arbeit in der Freizeit und während des Urlaubs beim Bauern. Mein Vater aber erhielt vom Langebauer, bei dem ich arbeitete, als Lohn für meine Tätigkeit zu jeder Zeit ein Gespann, womit er seine Arbeiten in Feld und Wald erledigte. Wenn nun mein Vater pflügte, mußte ich kleiner Knirps die störrischen Zugochsen führen. Der eine Ochse mußte in die Furche, der andere dicht daneben. Einmal trat das Rindvieh, das ich führte, fest auf meinen nackten Fuß und blieb darauf stehen, wie ein Ochs. Ich schrie und zerrte, bis das Ungetüm wieder von meinem Fuße war. Aber dadurch kam alles, auch der Pflug, aus der geraden Furche heraus. Mein Vater kam dadurch in Wut und warf mir mit einer Ackerscholle, in der noch ein verborgener Feldstein war, an den Hinterkopf, so daß ich aufs Gesicht fiel. Am Hinterkopf bekam ich postwendend eine Beule, die Nase blutete und mein Fuß schwoll dick an. Aber es gab kein Mitleid für mich. Nein, ein Mann auf dem nachbarlichen Acker hetzte meinen Vater und rief ihm zu: „Do hoste aber noch ein Steifsack!" Ja, alle hatten einen schweren Stand, mußten viel und schwer schaffen und waren hart, hart im Geben, hart im Nehmen. Ein Tierschutzverein bestand damals schon, aber von einem Kinderschutzgesetz habe ich jedenfalls nichts gemerkt.
Auch nach meiner Schulentlassung war ich noch vier Jahre Knecht auf Bauernhöfen. Als Erstes verdingte mich meinVater für ein Jahr lang zum Schlappewirt in Ramholz. Dieser war Gastwirt - Schuhmacher dazu - ein Bauer, kein Poet noch Prophet, doch für sich ein Schlauer. Ich war dabei, als man um mich armes Bürschchen von 13½ Jahren feilschte und schacherte und handelte und man mich durch Handschlag auf ein Jahr verdingte für 100 Reichsmark (in Worten Einhundert Reichsmark) und ein Paar Schuhe. Es wurde kein Achtstundentag ausgemacht, nein, die Arbeitszeit war von vor Sonnenaufgang bis nach Sonnenuntergang. Es gab keine Fünf-Tage-Woche, sondern sechs Tage wurde gearbeitet und am siebenten Tag hatte ich morgens und abends die Tiere zu füttern und die Tiere und Stallungen zu reinigen. Das Wort „Urlaub" stand damals für die mit den Händen arbeitenden Menschen noch nicht im Lexikon. Und meine Wohnstätte, meine Unterkunft, war kein Salon, sondern eine Ecke im Tanzsaal des Schlappewirts. Dort stand ein Bett, in dem selben lag ein Strohsack, darauf ein Bettuch, darüber eine Federdecke. Unter das Bett legte ich meinen Pappkoffer, in dem sich meine frische Wäsche befand. An der Wand waren zwei Nägel, daran hing meine Kleidung, sie bestand aus 2

Anzügen, sonst nichts. Waschen mußte ich mich im Hofe oder im Kuhstall. Trotzdem wäre dies alles zu ertragen gewesen, wenn sich nicht an der Rückwand, an der ich schlief, ein Hühnerstall befunden hätte. Dort waren des nachts viele Hühner und vier Hähne eingesperrt. Deren Krähen begann lange vor Tag. Einer der Hähne krähte heiser und zog den Krähton so hinten nach, von oben nach unten. Auf den war ich so gut gestimmt, daß ich ihm von Herzen gerne den Hals umgedreht hätte. Das war nicht allein das, was mich störte, denn die Hühner brachten mich durch ein Gescharre mit den Füßen und einem Geraspel mit den Federn fast zum Wahnsinn. Die ganze Nacht war Unruhe im Hühnerstall. Es ist durchaus möglich, daß die Hühnerflöhe, die auch mir Besuche abstatteten, die Ruhe der Tiere störten.

Aber es gab auch schöne Sachen in Ramholz, die heute noch sehenswert sind. So steht in unmittelbarer Nähe des Ortes die Burgruine Steckelsburg. Hier ist im Jahre 1488 Ulrich von Hutten geboren. Er war ein grosser Kämpfer, Reichsritter und Humanist. Sein Wahlspruch war: „Ich hab's gewagt", und er starb schon jung an Jahren im Jahre 1523. Am Fuße der Steckelsburg aber liegt das Schloß Ramholz mit einem großen schönen Park. Hier war und ist der Stammsitz des Freiherrn von Stumm. Wo aber der Sitz eines Freiherrn ist, dort ist auch der Sitz eines Rentmeisters. Zu diesem wurde ein Mann bestellt. Es kann mein Herr und Gebieter gewesen sein, aber ich will es nicht behaupten. Er hatte ein schlechtes Gewissen und es war an diesem Morgen großer Nebel im Gelände und der Mann von dem ich rede klopfte an der Türe des Büros der Rentmeisterei an. Als er aber das herrische „Herein" des dicken Rentmeisters hörte, war es mit seiner Ruhe vorbei, sein Herz klopfte bis zum Halse hoch hinauf. Er griff zitternd an die Türklinke, machte ängstlich die Türe auf, trat ins Büro hinein und sagte: „Gute Morge Herr Nebel, wos is doch heit für en dicke Rentmaester drauße".

Nach meiner Knechtschaft beim Schlappewirt in Ramholz, die nur kurze Zeit dauerte, wurde ich von meinem Vater auf ein Jahr nach Breunings zum Wiesenbauer, oder besser gesagt an die Wieselies, verdingt zum Jahreslohn von 180,- RM. Hier ging es mir aber gut, hatte eine gute Behandlung und eine gute Unterkunft im Hause.

Meine nächste Stellung als Knecht war bei dem größten Bauern in Sterbfritz, Heinrich Gärtner. Mein Lohn für einjährige Dienstzeit betrug Reichsmark 350,—. Das war für jeden Tag nicht ganz eine Reichsmark. Es war Krieg und der junge Bauer war Soldat. Da war zum Arbeiten noch eine

tüchtige Magd da, für die Schweinefütterung, fürs Jungvieh und andere Arbeiten im Hof, Stall und Küche. Außerdem der Onkel Hannes, der von einem Pferd blind geschlagen war. Ein uns zur Arbeit zugeteilter Kriegsgefangener war ein streng national eingestellter Franzose, der keinen Deut mehr tat als er mußte. Er prophezeite mir den Ausgang des Krieges vorraus: „Dixneifcentdixhuite Allemagne kaputt" und er hatte recht: Im Jahre 1918 war der Krieg aus und wir hatten ihn verloren. Unser alter Herr arbeitete auch, aber die größte Last der Arbeit hing an mir und ich war gerade 16 Jahre alt.

Achtundzwanzig Stück Rindvieh und drei Pferde hatten wir, über hundert Morgen Ackerland war zu bestellen. Aber diese Arbeit reichte noch nicht aus, denn lange Zeit in diesem Jahre fuhren wir, der alte Gärtner und ich, Stamm- und Grubenholz aus dem Walde zum Bahnhof. Und wie sagte kürzlich ein guter „Freund" zu mir? Er sagte: „Du siehst in deinem Alter deshalb noch so gut aus, weil du in deinem Leben noch nichts geschafft hast". Ja, ja, so wird es wohl sein, aber auch die von mir ausgeführte Schwerstarbeit schändet nicht. Man soll auch nicht glauben, daß die landwirtschaftliche Arbeit für mich eine Last war. Nein, das war nicht der Fall. Wir Jungen hatten unseren Stolz und versuchten gegenseitig zu wetteifern, daß die Leistungen und Erfolge unseres Hofes, die des anderen Hofes übertrafen. Heute noch sehe ich gerne in die Stallungen hinein und meist freue ich mich zu sehen, daß die Unterkünfte rein und die Tiere gepflegt und pico bello sauber sind. In meinen Stallungen, wo ich arbeitete, war dies auch der Fall. Wie wetteiferten wir mit unseren Pferden, putzten sie, bis das Fell glänzte. Außer der Mähne und dem Schwanz durfte kein langes Haar vorhanden sein. Jeden Sonntagmorgen und vor jeder Fahrt in einen Nachbarort wurden die Hufe gewaschen und mit Huffett auf Hochglanz gebracht. Als Knecht behielt ich mir vor, daß ich und kein anderer in der Schmiede die Gäule beschlagen ließ. Es gab kein guter Knecht, der nicht für seine Rosse Hafer stahl, damit diese die feurigsten von allen waren. Selbst kaufte ich mir eine Peitsche und keiner im Orte knallte mit ihr, auch bei Polterabenden, so gut und laut, wie ich. Und wenn ich auf einem Wagen stand, und meine Pferde mit hochgehaltenen Köpfen und Schwänzen im Galopp über die Straßen rasten und das Rollen der Räder und das Traben der mit Eisen beschlagenen Hufe meiner Kaltblüter in der Gasse widerhallte, und die Mähnen der Gäule flatterten, und ich mit meiner Peitsche über meine Pferde hinweg knallte, dann wußte man, der Hanjürg kommt. Mancher Vorhang am Fenster bewegte sich und dahinter schauten zwei

lüsternde Augen nach dem strammen verwegenen Burschen. Dann war ich noch ein Jahr Knecht bei dem Bauer Lind in Oberissigheim zum Jahreslohn von 500 Reichsmark. Dieser Bauer und seine Gemahlin holten mich mit zwei Pferden in einer Chaise vom Bahnhof Langenselbold ab. Sie hatten vier Töchter und man gab ihm angesichts des Stolzes der Töchter den Spitznamen „Vier Spatzebauer". Er lobte die Seinen und er empfing mich mit den Worten: „Ich heiße nicht nur Lind, ich bin auch lind". Bis hierher geht mein Knechtdasein vom Langebauer über den Schlappebauer zum linden Lindbauer.

Ein schweres Problem für unsere Eltern war auch das, uns Kinder zu bekleiden. Da fehlte es oft in der Hauptsache an Schuhen, und vom Frühling bis zum Spätherbst liefen wir barfuß. Unsere Fußhaut wurde dadurch hart wie Leder und wir liefen barfuß über Stock und Stein und Stoppeläcker. Manchesmal waren für das eine oder andere Kind keine Lederschuhe da und wenn, dann hatte jedes Kind höchstens ein einziges Paar. Die Schuhe wurden von einem Schuhmacher des Dorfes angemessen und handgemacht. Vorne und hinten wurden sie mit Eisen beschlagen und in der Mitte der Sohle waren sie mit dickköpfigen Schuhnägeln bestückt. Sie hingen schwer in den Füßen und unser Gang war fest und bieder. Damit man länger daran hatte, waren sie auch noch bedeutend größer als unsere Füße; dadurch entstanden große Löcher in den Strümpfen und Blasen an den Fersen und man kann es verstehen, daß wir am liebsten barfuß liefen. Die Schuhe aber wurden Montag morgens mit Lederfett geschmiert und Samstag nachmittags gewichst. Die Schuhwichse war in einer ovalen Holzschachtel und konnte nur mit viel Feuchtigkeit von der Schachtel gelöst werden. Auch trugen wir im Winter bei kaltem Wetter Holzschuhe. Da zogen wir über unsere Strümpfe „Fürwes" an die Füße, welche sind Strumpfstutzen mit Lappen beflickt. Bei diesem doppelten, ja dreifachen Überzug der Füße war in der klobigen hölzernen Fußbekleidung doch leichter zu gehen und die Füße staken auch wärmer. In der Schule aber durften wir schon angesichts des Geklappers der Holzpantoffel damit nicht den Schulsaal betreten, sondern dieselben standen während des Unterrichts seitlich der Türe der Klassenzimmer in Reih und Glied.

Wir daheim waren von Gütern dieser Welt nicht gesegnet. Aber etwas fehlte uns vollkommen und das war das Geld. Uns ging es so wie dem Fritzchen und seinem Vater. Als Fritzchen in der Schule einen Satz mit dem Worte Album formen sollte, antwortete er sofort: „Mein Vatter sagt immer, mei Geld is all! Bumm"! Genau so war es bei uns, stet's war

unser Geld all! Bumm! Unser Vater aber hatte eine Einstellung zum Leben, die schlecht zu begreifen ist und es war schlimm für uns und hauptsächlich für unsere Mutter, daß er der Vater, für das Geld, den Zaster, das Moos überhaupt nichts übrig hatte. Ja, er haßte den Mammon und betrachtete ihn als ein Werk des Teufels. Er war fest davon überzeugt, daß leichter ein Kamel durch ein Nadelöhr käme als ein Reicher in den Himmel. Er war fromm und gottesfürchtig, unser Vater, und er richtete sich genau nach der heiligen Schrift und seine Aufgabe sah er darin, zu dienen und zu geben, denn Geben ist seliger denn Nehmen. Wenn er jemanden in Not sah, und in seinen Augen waren alle ärmer als er, so verschenkte er das, was er als Überfluß in seiner Familie betrachtete. Einer Witwe verendete ihre Ziege, er schenkte ihr eine Ziege von den unseren. Ein Schneider benötigte einen Schneidertisch, wir hatten von den Großeltern mütterlicherseits einen großen eichenen Tisch, den bekam der Schneider meck, meck, aber wir hatten nur noch einen kleinen Tisch zum Speisen, der, je größer unsere Familie wurde, uns immer kleiner vorkam. Ein Spengler aber hatte so gewirtschaftet, daß sein Geschäft bald machulle wurde, aber mein Vater half ihm auf die Beine und schenkte ihm unter anderem die von unserer Mutter mit in die Ehe gebrachten 12 Zinnteller. Ja, unser Vater, er diente Gott und nicht dem Golde. Wenn ein gut- und wohlbestellter Mann in der Kirche, wenn auch nicht gerade einen Hosenknopf, so doch höchstens einen Kupferpfennig in den Klingelbeutel warf, dann warf unser Vater, wenn er noch eine Mark besaß, diese letzte Mark in den Klingelbeutel hinein. Für ihn war eine Sache erst dann ein gottwohlgefälliges Werk, wenn man das Allerletzte, was man besaß, opferte. Und bei uns war dann mit dem Geld Schmalhans Küchenmeister und unserer Mutter fehlten oft die Pfennige. So sollte ich als ganz kleiner Knirps bei Butterhannese ein halbes Pfund Kaffee holen. Ich ging durch die Schulgasse. Sie war damals schmal und eng die Schulgasse. Links und rechts waren Gärten mit Gartenzäune eingezäumt. In der rechten Hand trug ich ein silbernes 50-Pfennig-Stück. Damit fuhr ich den Zaun entlang. Plötzlich fiel mir das Geldstück aus der Hand, herunter in die Brennessel. Ich wollte es suchen und verbrannte mich. Dann schrie ich. Meine Mutter kam und als sie das Unglück hörte, daß die 50 Pfennige verloren, schrie sie nicht minder. Die Nachbarn kamen und die Leute klagten um das schöne Geld. Männer kamen mit Sensen, mähten das Unkraut ab. Man rechte mit Rechen, suchte auf den Knien mit den Händen. Alles half nichts, der silberne Fünfziger war und blieb verschwunden.

Unsere Mutter aber glaubte daran, daß, „Wenn die Not am größten ist, ist Gott am nächsten". Und so war es auch. Der liebe Gott half uns, indem er den Metzgermeister Heinrich Müller zu uns sandte. Dieser Mann, gehörte genau so wie unser Vater der christlichen Gemeinschaft und dem blauen Kreuze an. Er erkannte unsere Not und sprach mit meinen Eltern, schickte dann meine Mutter aus der Stube, sprach ein ernstes Wort mit meinem Vater, betete vielleicht auch mit ihm. Er selbst, Herr Müller, lieferte viel von seinen Fleisch- und Wurstwaren nach Frankfurt am Main. Mein Vater kannte auch viele Leute und Geschäfte in Frankfurt. Es waren also viele Abnehmer da und so gründete unser Vater ein Butter-, Eier- und Geflügelhandel. Die Ware wurde in Sterbfritz und Umgebung aufgekauft und in Frankfurt verkauft. Die wöchentlich für den Einkauf benötigten Summen legte Herr Müller vor und es ging uns von diesem Tage an gut und von Woche zu Woche besser.

Mein Petter, Hanjürg Merx war Gardist beim 1. Garde Regiment Berlin. Aber der Petter meines Petters, der Hanjürg Röder, war auch Gardist, aber wichtiger für mich, den Hanjürg Schwarz war dies, daß dieser, mein Großpate, im Kriege 1870/71 mit dabei war, wie bei Sedan der Kaiser Napoleon von uns gefangen genommen wurde. Das war für uns Jungens eine Sache, zu der wir aufschauten wie die heutige Jugend vielleicht zu einem großen Boxer aufschaut. Ihm selbst, dem Hanjürg Röder, war dies gar nicht recht, denn er wußte, daß der Krieg keine Spielerei ist, wie wir es uns vorstellten, und wie es uns in der Schule eingebläut wurde und wie in einem Gedichte vom alten Fritz es heißt:„ Und wenn der alte Friedrich kommt und klopft nur auf die Hosen, dann läuft die ganze Reichsarmee, Panduren und Franzosen".

O nein, nein und abermals nein, der Krieg war, ist und bleibt furchtbar, grausam, gemein. Aber bleiben wir bei unserem 70er Helden Hanjürg, ein Meter neunzig groß. Er trug einen Backenbart wie Kaiser Wilhelm I. Dieser Hanjürg kam von Schlüchtern, es war im Sommer und saumäßig heiß. Er, der Hanjürg, war ein strammer Raucher, hatte aber auf dem Wege noch nicht einmal seine Pfeife angesteckt. Jetzt kurz vor dem Heimatorte, an der Klingemühle, wollte er eine anstecken. Er griff in die innere Rocktasche, wo sie immer war; aber wo ist sie, herrje wo hab ich mei Pfeif? Beim Schwanewirt in Schlüchtern hab ich sie geraucht. Alles Klopfen am Anzug war umsonst. Hab ich sie vielleicht, wie ich meine Jacke angezogen, in der Wirtschaft an den Kleiderhaken gehängt? Verdeppelt noch e mol, so is's. Also römm und noch mal nach Schlüchtern.

Als er nun nach einer 3/4 stündigen Laufzeit kurz vor der Kreisstadt einem Sterbfritzer begegnet, fragt dieser: „No Hanjürg" bu wellst dann du nochemol hie?" Gerade wollte er antworten und sich zu gleicher Zeit den Schweiß von der Stirn wischen, da kam er an die Pfeife, er hatte sie im Munde. Er aber fluchte wild: „Donner und Doria", aber er wurde, um sich nicht noch mehr zu blamieren sofort wieder ruhig und brummte und stotterte in den Bart: „No jo, no ja, no do do do geh ich halt wirre mit, mit dir hoa." (heim)

Wie urgemütlich machte man es sich zu meiner Jugendzeit. Man hatte zwar zu Hause kein Sofa, kein Chaiselongue, auch kein Klubsessel oder eine Kautsch oder wie das moderne Zeugs alle heißt, nein, man pflaunste sich einfach auf die Ofenbank, streckte die Glieder und ließ alles kommen wie es wollte. Wie wohl und geborgen fühlte man sich daheim. Abends kuschelten wir Kleinen, mit dem Daumen in Munde und mit den Fingern der anderen Hand am Ohrläppchen, uns in die Stubenecke. Später, als wir größer waren, rannten wir noch draußen ums Haus und spielten „Fangches" oder Fängerche". Ach, war das schön, wenn es anfing zu dunkeln und der Düt mit seinen Söhnen steckte die Petroleum-Straßenlaternen an, und ab 10 Uhr, im Sommer ab 11 Uhr, ging der Nachtwächter durch die Gassen und ließ jede Stunde aus dem eintönigen Horn, das von einem Kuhhorn hergestellt war, einen Ton fahren. Wenn es Herbst wurde, und die Birnen und Zwetschgen waren reif, dann wurde es abends noch gemütlicher. Die Birnen wurden geschält, die Zwetschgen entkernt und dann das Mus gekocht und zu Latwerge gerührt unter dem Gesang der Burschen und Mädchen. Wenn die Zeit der Ernte und der Herbstsaat zu Ende war, dann begannen die Spinnstuben. Dabei wurden die grußelichsten Geschichten erzählt von der Unterwelt mit ihren Hexen. Die Mädchen fürchteten sich, und das, was die Burschen wollten, war erreicht, denn die Mädchen schmiegten sich an sie, schauerten, schmußten, ließen sich heimlich herzen und küssen. Gibt es noch etwas Schöneres? Und dann sangen wir Volks- und Liebeslieder, nach deren Text zum Schluß alles ein böses Ende nahm. Ja, das war schaurig schön. Und bei Tage, da war es auch schön. Ja es mußte schwer und länger als heute gearbeitet werden. Aber der Rhythmus der Arbeit der war doch langsamer. Damals gab es auch noch keine Autos, die im 100-Kilometer-Tempo wie verrückt herumsaußten und dabei die Luft mit Benzingestank verpesteten. Nein damals war die Luft noch rein und sauber, wenn auch manchmal mit etwas Jauche- oder Düngemistdüften vermischt. Und es gab noch keine Flug-

zeuge mit Atom angetrieben, deren Krach einem heute bald das Trommelfell zerreißt. Es war Ruhe und Frieden im Orte und nur die Herden bevölkerten die Wege. Da pfiff der Hirte im Dorf auf den Fingern laut und die Leute öffneten die Ställe und die Schafe kamen und folgten dem Hirten nach, wenn auch dann und wann der Hund ihnen Beine machen mußte. Dann blies auf einer Trompete der Schweinehirt oder besser gesagt der Säuhirt seine Töne in die Luft und die Schweine versammelten und rieben sich gegenseitig auf dem Sammelplatz, genannt Säuplatz, und wurden zur Weide getrieben, wo sie sich wollüstig im Dreck und Schlamm badeten. Und dann kam der Gänsehirte mit seiner Gänselies und klapperte mit einer hölzernen Klapper und nun kamen die Gänse und sie wurden mit einer langen Peitsche getrieben und zusammengehalten, denn sie konnten nicht nur laufen, sondern auch fliegen. Das war ein Geblöcke, ein Gegrunze und ein Geschnatter, daß man fast sein eigenes Wort nicht mehr hörte. Alles das war Heimat und gehörte zur Heimat. Die Frischkorns Lies aber hörte schlecht und durch das Geschnatter der Gänse schon gar nichts, und als der Gänsehirt sie fragte: „Hot de Säuhirt schon getutt?" antwortete sie laut: „Jo, sie hot schon gebrutt!"

Einmal, das heißt vor meiner Zeit, gab es auch einen Ziegenhirten, daran aber kann ich mich nicht erinnern. Wir und alle Ziegenhalter führten die Geißen täglich, auch sonntags, selbst auf die Weide. Hauptsächlich an die zur damaligen Zeit viel vorhandenen Hecken, deren Blätter und Zweige sie mit Genuß verzehrten. Auch das Rindvieh der Bauern wurde täglich zur Weide getrieben und auf den Straßen waren beim Aus- und Heimtrieb nur Tiere und ihre Hirten zu sehen. Dies ging ohne Verkehrsstörungen vor sich, denn es gab ja nicht ein einziges Fahrzeug das Motorantrieb hatte, ja es gab noch nicht einmal ein Fahrrad, das am Fahren behindert worden wäre. Bis eines Tages der fortschrittliche Gastwirt vom Adler, Schorsch Böhm, nach Frankfurt am Main fuhr. Die Adlerwerke verkauften Fahrräder ihrer Produktion und brachten den Käufern gleich das Radfahren an Ort und Stelle bei. Unser Schorsch wurde so der erste Radbesitzer und Radfahrer von Sterbfritz und Umgebung. In Frankfurt wurde er nach 2-tägiger Lehrzeit auf den Sitz des Rades gesetzt und los ging es Richtung Heimat. Es dauerte aber wieder 2 Tage bis er dort ankam und die Aufregung im Dorfe war groß, als er an der Klingemühle erschien. Er hatte das Rad den Erbigstich heraufgeschoben und stand nun mit dem linken Fuß auf dem Sprieß vom Hinterrad, hupfte und hupfte mit dem rechten Fuß, fiel in den Graben, stand auf und weiter ging das

Hüpfen, bis er wirklich auf dem Rade saß; aber am Hecketsküppel fiel er so unglücklich, daß die Nase blutete. Das Knie und die Hose hatte einen Riss, auch der Jackenärmel war beschädigt, die Räder des Rades waren nicht mehr rund, sondern hatten einen Achter und unser Gastwirt, der Schorsche Schorsch, war für sein Lebtag vom Radfahren geheilt.

In der damaligen Zeit wurde in unserem Heimatdorf auch noch der Sonn- und Feiertag geheiligt. An ersten Feiertagen der christlichen Feste gingen die Leute zum heiligen Abendmahl. Eine Tanzmusik fand am ersten Feiertage niemals statt. Sonntags ging jeder Bürger und Bürgerin, die noch etwas galten und nicht als Nichtsnutz eingeschätzt werden wollten, in die Kirche. Auch Sonntag nachmittags war Gottesdienst. Einmal ging ich als junger Mensch nicht zum Gottesdienst, sondern lief gedankenlos Sonntags morgens umher und kam in das Gasthaus „zum Adler" und bestellte mir ein Glas Bier. Der Schorsche Schorsch aber schrie mich an: „Schämst du dich nett unter der Kirche (während des Gottesdienstes) in's Wirtshaus zu gehen und Bier zu bestellen? Raus sag ich". Ich schämte mich und zog ab wie ein begossener Pudel.

Derselbe Wirt war, wie schon gesagt, sehr fortschrittlich. Er gehörte einem Flottenverband in Hamburg an und machte mit diesem Verein jedes Jahr eine Seereise. Er war, nach seinem Dafürhalten, ein Mann von Welt. Er kannte die Menschen und konnte sie richtig einschätzen. Da geschah es, daß Samstag abends ein Gast kam. Er war geschniegelt und gebügelt, sah aus wie ein Graf und was aus seinem Munde kam war Deutschnational, genau so, wie es unserem Gastwirt paßte und gefiel. Wir aber und auch der Sohn des Wirtes wurden stutzig und trauten diesem Geck nichts Gutes zu. Wir sagten unsere Meinung dem Wirt, er aber verbot uns den Mund und nannte uns Schafsköpp. Da alle Gästezimmer belegt waren, mußte Adam, der Wirtssohn, sein Zimmer dem Herrn zur Verfügung stellen. Am Sonntagmorgen wollten wir fort zu einem Fußballspiel. Adam war unser bester Spieler, konnte aber nicht aus seinem Zimmer seine Sachen holen, denn der Herr war noch nicht aufgestanden. Wir aber ahnten nichts Gutes, gingen gemeinsam in's obere Stockwerk des Hauses. Dort gingen wir vor wie die tapferen Schwaben, stießen die Türe auf und sahen, daß der feine Herr ausgeflogen war. Alles das, was im Zimmer nicht niet- und nagelfest war, war verschwunden. Bettwäsche, Kleider, Bargeld, eine goldene Uhr von Adams verstorbener Mutter, ein Verlust der am meisten schmerzte, alles das war weg. Unser Fußballspiel verloren wir an diesem Tage hoch.

Nachdem ich meine landwirtschaftlichen Arbeiten beendet hatte, verpflichtete ich mich mit meinem Bruder Konrad zu Bauarbeiten für ein kriegswichtiges Pferdelazarett in Eimeldingen / Baden. Dort sollten wir beide in einer Baracke wohnen und wir blieben auch eine Nacht dort. Aber was wir in dieser Nacht erlebten, daran werden wir unser Lebtag denken. Heute glaube ich hat ein ganzer Erdteil dieser Welt nicht soviele Flöhe und Wanzen wie in dieser Baracke hausten. Die Bettdecke und vor allem die Strohsäcke wimmelten von diesen Bistern. Das knisterte und die rote Brut sprang bis bald an die Decke, daß man glaubte, die ganze Bude stände in Flammen. Wir zogen schnellstens aus und mieteten uns in Haltingen einem Orte an der Schweizer Grenze, ein Zimmer. Einige Zeit später wurde ich in Lörrach gemustert und bald darauf zum I. Badischen Leib-Grenadier-Regiment 109, Karlsruhe, eingezogen.

Ich war etwas über 17 1/2 Jahre alt und an meinem 18. Geburtstag wurde ein Teil unseres Bataillons zu dem Feldrekrutendepot der 28. Infantrie Division nach Belgien versetzt. Den Transport unserer Truppe muß man dem Feinde verraten haben, denn bei unserer Verladung, die nachts geschah, griffen feindliche Flieger den Hauptbahnhof Karlsruhe mit Bomben an. Als wir dann in einem kleinen belgischen Ort unseren Zug verlassen hatten, wurden wir wieder von feindlichen Fliegern beschossen und hatten zwei Tote und mehrere Verwundete zu beklagen. Wir gingen nun einer schweren Zeit entgegen. Der Dienst, die Behandlung, die Ernährung und die Unterkünfte, die uns bevorstanden, spotteten jeder Beschreibung. Jetzt aber marschierten wir und es regnete in Strömen, und wir marschierten. Der Tornister wurde schwerer und schwerer, die Waffen, Patronen und Handgranaten drückten und hingen lästig am Körper. Das Band meiner Gasmaske schnitt in mein Schulterblatt so sehr, daß ich auf einmal kein Gefühl mehr in meinem linken Arme hatte. Der Regen aber tratschte so monoton auf mein Kochgeschirr, daß ich beim Laufen einschlief, in die Knie sank, und mir an einer der Waffen meines Vordermannes eine blutende Stirnwunde holte. Wir aber marschierten und es war Nacht geworden. Von rechts peitschte der Wind den Regen in unsere Kleidung hinein; an dieser Seite war kein Faden mehr trocken. Aber an meiner linken Seite klapperte leise mein Seitengewehr an den Spaten und das Leder knarrte trotz der Nässe. Das an meinem Hals hängende Gewehr zog mir den Kopf tief nach unten. Mein Gesicht war so naß, daß mir die Augen überliefen und meine Nase tropfte wie ein kleiner Wasserfall. Durch eine Schlucht kamen wir auf eine Anhöhe, wo Pappeln standen. Der Sturm

aber hatte hier solch eine Kraft und Gewalt, daß wir uns ihm entgegenstemmen mußten. In meinem rechten Stiefel quakte und quietschte es, denn drinnen stand das Wasser. Es goß weiter, als hätte der Himmel alle seine Poren geöffnet. Hinten lief mir das Wasser unter dem Hemd den Rücken hinunter, und mir kam es vor, als hätte ich an meiner Sitzfläche einen See, der durch meine Kniekehlen nach unten auslief. Auf einer Station, wo unser Eisenbahnzug gehalten hatte, hatten wir von einer Feldküche ein gutes Essen bekommen. Jetzt aber meldete sich wieder der Magen und die Gedärme knurrten. In unserer Marschkolonne war keine militärische Ordnung mehr und der „dampfende Lindwurm" wurde immer länger. Da kam von der Spitze unseres Zuges die Durchsage, von einer Gruppe zur anderen, wir könnten die eiserne Portion aufbrechen. Man brauchte uns das nicht zweimal sagen, denn unser Hunger war sehr groß und bald war alles mit Stumpf und Stiel aufgegessen. Nach Mitternacht kamen wir in einem französischen Städtchen hinter der belgischen Grenze an. Meine Gruppe wurde in einer Badeanstalt untergebracht. Wir fielen, so wie wir angekommen, vor Müdigkeit und Schwäche auf den Steinboden des Bades. Am Morgen war es mir nicht möglich, mich aufzurichten und ich zitterte wegen der Kälte und Nässe am ganzen Körper. Man half mir hoch. Die Füße waren geschwollen und die Stiefel saßen fest wie angegossen. Erst als man sie seitlich aufschnitt, fielen sie mir von den Füßen ab. Wir wurden dann in einer stillgelegten Ziegelei in der nähe Frankreichs einquartiert. Dort zog der Wind so stark durch die Hallen, daß es für uns eine Wohltat war, uns im Freien aufhalten zu dürfen. Es war Herbst und nachts schon recht kühl. Wir hatten nur eine Decke zum Zudecken, als Kopfkissen den Tornister. Zum Waschen hatten wir ein Stückchen Seife aus Ton, und da war niemand, der unsere Hemdfetzen und die zwei Unterhosen wusch. Ja, die Wäsche an unserem Körper wurde dort naß und auch wieder trocken. Dazu kam noch der Hunger, und wer kann, wenn er friert und hungert, schlafen. Vor lauter Kohldampf organisierten wir, aber es war ja nichts zu holen, als ein paar Kartoffeln und Dickwurz auf den Feldern, die wir roh aßen. Ich sah so elend aus, daß eine französische Familie sich meiner erbarmte, und mir einige Male etwas Milch zu trinken gab.

Auch so kann man Kriege führen, wenn man sich auch, wenn man Gutes tut, keine Lorbeeren verdient, ja man darf sich noch nicht einmal dabei erwischen lassen. Durch die Rohkost aber bekamen wir Soldaten Durchfall, einige die Ruhr, und wir alle hatten kein Vertrauen mehr, auch nicht zu unserem Allerwertesten.

Trotz unserem Elend wurden wir schikaniert und gequält, denn wir mußten doch frontreif gemacht werden. Eines Tages hatten wir eine schwere Felddienstübung mit Waffen und Gepäck. Als wir nun gegen Mittag müde und schwach zu unserer Unterkunft marschierten, kam von vorne durch unseren Kompanieführer, einen Oberleutnant, der Befehl: „Singen!" Aber der Gesang fiel kläglich aus und sofort kam das Kommando: „Gruppenkolonne! Kompanie halt, Gewehr ab! Ganze Kompanie kehrt! Das Gewehr über; Kompanie marsch!" und mit angezogenem Gewehr mußten wir zurückmarschieren. Wir marschierten und marschierten Stunde um Stunde und wir kamen erst kurz nach 15 Uhr vom anderen Ende unserer Unterkunft an unserem Ziele an und schon eine Stunde später war Gewehrappell angesetzt. Wenn aber auf dem Marsche ein Soldat austreten mußte, dann konnte er erst im Laufschritt an die Spitze des Zuges zu unserem Oberleutnant saußen, sich stramm mit seinem zusammengepreßten Hintern, das er ja in diesem Zustande so wie so tun mußte, vor den Kompanieführer stellen und ihn bitten austreten zu dürfen. Einer von uns tat dies und es war dringend. Als aber der feine Vorgesetzte befahl: „Scheissen Sie in die Hose", da war es schon geschehen und er hätte melden können: „Befehl ausgeführt". Aber der Arme sah sich dazu gezwungen, in diesem Zustande weiter zu marschieren und wir hätten jetzt ein Lied singen können, das heißt: „Wir werden weiter marschieren, wenn alles in Scherben fällt". Aber wir sangen es nicht und zwar aus drei Gründen: Einmal existierte das Lied damals noch gar nicht, zum anderen hatten wir ja kurz vorher nicht laut genug gesungen und zur Strafe marschierten wir immer noch, und zum dritten, wenn wir Lust zum Singen gehabt hätten, wäre sie uns doch bald durch den unangenehmen Duft in der Luft vergangen. Bei unserem Einsatz an der Front hatte ich Fieber und große Schmerzen in allen Gelenken. Aber um nicht noch am Ende des glorreichen Krieges in Gefangenschaft zu kommen, marschierte ich mit bis zum bitteren Ende. Es kam die Revolution und der Rückzug war da. Bis nach Lüttich war ich bei meiner Kompanie, aber ich hatte Gelenkrheumatismus und litt furchtbare Schmerzen. Dann konnte ich nicht mehr. Aber wohin? Heim, sagte ich, heim zur Mutter. Zwei meiner Kameraden halfen mir in einen Zug, der nach Deutschland fuhr. In Köln blieb er stehen. Alles aussteigen, es geht nicht mehr weiter. Ich kroch auf allen Vieren unter fast unerträglichen Schmerzen aus dem Zugabteil auf den Bahnsteig. Hier lag ich und viele, viele Menschen standen da und jeder hatte mit sich zu tun und sie wollten alle nichts anderes, als nach Hause. Es war

Mitte November. Es war kalt auf dem zugigen Bahnhof. Ein Chaos herrschte; verloren war der Krieg, der Kaiser war geflohen, keine Regierung. Unglaublich fast, daß es auch jetzt in dieser Zeit noch verantwortungsbewußte Menschen gab, die ihre Pflichten nach wie vor erfüllten. Vor allem die Eisenbahn lief weiter und so kam dann auch ein Zug der nach Frankfurt am Main fuhr. Er war aber so besetzt, daß Reisende zwischen den Wagen auf den Puffern standen. Um in das Innere der Wagenabteile zu gelangen, wurden Fensterscheiben der Waggons eingeschlagen und so ein- und ausgestiegen. Ich Bündelchen Unglück lag nun zwischen den Hunderten von Leuten und wurde zu meinen Schmerzen auch noch von denen, die heraus mußten, oder in den Zug hinein wollten, getreten. Aber auch hier waren Samariter und Einer, der mich behütete und andere auf mich aufmerksam machte.

Plötzlich kamen Landser und oben auf dem Dach des Zuges rief einer: „Hört doch mal, der schreit doch er wolle nach Frankfurt. Hebt den da unten auf und reicht ihn uns rauf". Und so geschah es. Ich war plötzlich oben auf dem Dach. Es war dort kalt. Auf dem Dach ging während der Fahrt der Wind wie Nadelstiche einem durch Mark und Bein. Wenn ich da gestorben wäre, es wäre eine Erlösung für mich gewesen. Und wie nahe der Tod bei uns war, zeigt die Tatsache, daß einem der Anwesenden auf dem Dache, der sich während der schnellen Fahrt des Zuges hochrichtete, der Kopf von einem über das Bahngelände gespannten Draht vom Rumpfe getrennt wurde. Ich weiß nicht, wie ich in Frankfurt am Main angekommen bin, denn ich erwachte aus einer Ohnmacht erst dort am Hauptbahnhof und zwar im Gepäckwagen des Zuges, mit dem ich ankam. Man fragte mich, wo ich hinwollte und hängte mir hier, wie einem Gepäckstück, einen Anhänger um den Hals, auf dem stand geschrieben: Nach Sterbfritz, legte mich in ein Abteil eines Zuges, der nach Bebra fuhr, lud mich in Schlüchtern um, und in Sterbfritz aus. Ich, der Hanjürg, war nur noch ein Häuflein Elend und so leicht, daß mich zwei junge Männer mit Leichtigkeit am Bahnhof Sterbfritz auf ihre Unterarme setzten und nach Hause tragen konnten. Meine Mutter weinte, als sie ihr Unglücksnervenbündelchen Hanjürgelche sah, nahm mich in ihre Arme und wollte mich gleich ins Bett befördern. Ich aber konnte noch rufen: Nein, nein, ich bin ja von oben bis unten verlaust. Ach wie hatten sie mich zugerichtet, die Kleider- und Filzläuse. Sie hatten sich in mir, hauptsächlich am Bauche, vollständig verfressen, so daß Löcher da waren, die zum Teil in Eiter übergingen. Welch eine Arbeit in der Waschküche, wo ich entlaust und ge-

waschen wurde. Aber das Schlimmste für mich kam, als man mich ins Bett legte und mich die Federdecke berührte. Die Schmerzen waren zu diesem Zeitpunkt nicht mehr zu ertragen und jetzt baute ich endgültig ab. Man holte schnell den Arzt, denn mein Herz setzte aus und man glaubte mein Ende sei da. Aber auch dieser Kelch ging vorrüber und ich kam verhältnismäßig schnell wieder zu Kräften.

Nach einigen Wochen war all das Geschehene vergessen und es ging hinein ins Vergnügen. Der Krieg war vorbei und es konnte getanzt werden und wie wir feierten und tanzten. Wir schrien auch: „Nie wieder Krieg!" Aber das Unschöne war, daß wir keine Arbeit bekamen und wenn man nichts arbeitet, ist auch kein Geld da. Und wo kein Geld ist, ist es mit der Feierei bald vorbei. Und da kamen die Werber für das, wie uns gesagt wurde, nicht mehr kaiserliche, sondern demokratische, sozialistische Volksheer, das unsere Errungenschaften, den 8-Stunden-Tag, für den leider keine Arbeit da war, aber auch die Freiheit und den Frieden, von dessen Dasein man noch wenig sah, beschützen und erhalten sollte. Mir wird es heute noch ganz duselig im Kopfe, wir brauchten Soldaten um für den Frieden zu kämpfen. Wie paradox das alles klingt. Sie kamen und warben für die Reichswehr und ich und andere junge Männer meldeten uns als Freiwillige. Aber nicht lange war ich in Meiningen bei den Soldaten, da war es schon vorbei mit dem „Nie wieder Krieg". Im Lande war Revolution neu ausgebrochen. Aufruhr, Putsche, Kämpfe, Bruder gegen Bruder. Ein Krieg ist schlimm, eine blutige Revolution ist schlimmer. Eine Gruppe von uns wurde in Suhl und Zalla-Mehlis vollkommen aufgerieben und wir wurden gejagd von Meiningen bis nach Tann in der Rhön. Aber von Fulda aus wurden wir Friedenskämpfer wieder ins Aufruhrgebiet über Eisenach nach Gotha eingesetzt. Eines Tages aber spielte ich den kranken Mann, machte einfach nicht mehr mit und sie wollten mich vor ein Kriegsgericht stellen. Aber auch hier ging die Sache gut aus. Mein Spieß Konrad Alt, war wie ich aus Sterbfritz, und er half mir unter Mithilfe meines Herzfehlers, daß ich wieder von der Truppe entlassen und davon kam. Mit der Eisenbahn fuhr ich Richtung Heimat bis nach Fulda. Dort aber war Sense, denn die Reichsbahn streikte und mir blieb nichts anderes übrig, als zu Fuß von Fulda nach Sterbfritz querfeldein über das Breitefelde zu laufen. Als ich aber zu Hause eintraf, trug man bei der Schwarze Familie schwarze Kleider, sie trauerten um mich, ihren Hanjürg, denn sie hatten die Nachricht erhalten, ich sei bei den Kämpfen in Thüringen gefallen. Viele Leute sahen mich wie einen Geist an und gingen um

mich herum, wie die Katze um den heißen Brei. Bald aber hatte ich Glück, denn ich fand Arbeit und zwar im Steinbruch des Portland-Zement-Werkes in Elm. Das Braunkohlenbergwerk des Zementwerkes aber suchte auch Arbeiter und da der Verdienst dort höher war, meldeten mein Bruder Konrad und ich uns dort an, wurden als Schlepper angenommen, und arbeiten in diesem Werke unter Tage.